

DIE GEJAGTEN

Aus Bagdad häufen sich erschreckende Berichte über Schwulengrome: Homosexuelle werden aufgespürt, gefoltert und ermordet. Um zu überleben, bleibt den Männern meist nur die Flucht aus dem Irak.

VON MATT McALLESTER

Am einem sonnigen Nachmittag im letzten März stand der 18-jährige Fadi im Kleiderladen eines Freundes in Bagdad und sondierte die Neuzugänge, als plötzlich ein Mitarbeiter eines benachbarten Shops den Laden betrat. Er hatte eine Zeitung in der Hand und erzählte von der Meldung, die er gerade gelesen hatte. Es ging um «sexuell Abartige»: Schwulen Männern waren die After zugeklebt worden, dann mussten sie Abführmittel und Wasser schlucken, bis ihre Därme explodierten. Sie waren tot auf der Strasse gefunden worden.

Am selben Abend traf sich Fadi mit seinen drei besten Freunden — Ahmed, Mazen und Namir — in einem Coffee-shop namens Shisha Café im Quartier Karrada der Stadt. In Karrada leben Schiiten und Christen, die Atmosphäre ist entspannter und kosmopolitischer als in anderen Gegenden der irakischen Hauptstadt. Seit etwa einem Jahr haben sich Fadi und seine Freunde dort fast jeden Abend getroffen, Fadi kam von seiner Arbeit als Toilettenputzer für die Amerikaner in der Green Zone, die drei anderen von der Universität. Das Café ist relativ neu und zieht eine junge Klientel an: die Wände orange, grün und blau ge-

strichen, die Tische in Rot und Schwarz. Näher kommt man in Bagdad an Hipness nicht ran. Für Fadi und seine drei Freunde war das Shisha eine Fluchtburg vor dem allgegenwärtigen und oft gewalttätigen Schwulenhass, mit dem sie im Irak aufgewachsen sind.

Fadi hat ein warmes, unzählbares Lachen; seine Augen werden schmal unter den dicken Augenbrauen, wenn jemand einen Witz macht. Er erzählte seinen Freunden von der Meldung, wollte aber nicht glauben, dass sie wahr ist. «Die machen das nur, um uns Angst einzujagen», sagte er. In den vergangenen Wochen, nach all den Gerüchten um Todesschwadronen gegen Schwule und Folterungen, verhielten sich die vier Freunde unauffälliger denn je. Sie gingen nicht mehr jeden Abend ins Shisha. «Schauen wir mal, was der morgige Tag bringt», sagte Fadi am letzten Abend, als sie sich dort trafen.

Am 4. April gegen 20 Uhr klingelte Fadis Handy. Es war Mazens Bruder. «Mazen und Namir wurden umgebracht», sagte er.

Die verstümmelten Körper der beiden waren in einem Viertel Bagdads namens Sadr City gefunden worden, einer

Hochburg der Mahdi Army, einer mächtigen schiitischen Miliz. Mazen waren die Brustmuskeln abgeschnitten worden. In Namirs linkem Bein fand man zwei Bohrlöcher, gleich unter dem Knie. Beiden Männern war in den Kopf geschossen worden, offenbar aus nächster Nähe.

«Zwei junge Männer sind am Donnerstag getötet worden», sagte ein anonymes Beamter von Sadr City der Agentur Reuters, welche die Meldung am selben Tag rausbrachte. «Sie waren sexuell Abartige. Ihre Sippe hat sie umgebracht, um die Familienehre wiederherzustellen.» In derselben Meldung zitierte Reuters eine Polizeiquelle, derzufolge am 25. März in Sadr City die Leichen von vier schwulen Männern gefunden worden waren. Auf ihrer Brust stand das Wort «Pervers».

Fadi rief Ahmed an. Sie redeten eine Stunde. Sie waren am Boden zerstört über den Tod ihrer Freunde. Sie waren in Panik. Vielleicht hatten Mazen und Namir unter Folter ihre Namen verraten.

DAS DRITTE GESCHLECHT

Es war nie einfach, im Irak schwul zu sein. Während der Saddam-Hussein-Ära war offene Homosexualität juristisch nicht illegal, aber de facto verfehmt. Die Schikane und Folter von Schwulen zwar sel-

ten, aber nicht unbekannt. Nach der amerikanischen Invasion 2003 veränderte sich die Atmosphäre kaum. Fadi war zwölf während der Invasion, also wusste er nicht viel darüber, wie es war, unter Hussein schwul zu sein, aber vor etwa anderthalb Jahren spazierte er an seiner lokalen Husseinia vorbei – einem schiitischen Begegnungsraum, ähnlich einer Moschee –, als ihn ein Mann am Eingang zu sich rief. «Komm mal kurz rein», sagte der Mann. Wegrennen zwecklos, das war Fadi klar, wussten sie doch, wo er lebte. Er nahm an, der Mann sei von der Mahdi Army. Als er zur Tür der Husseinia ging, dachte er: Das wars dann. Nachdem er etwa zehn Stunden lang verprügelt, getreten und angespuckt worden war, wurde ihm gesagt, er solle aufstehen und sich anziehen. «Das war eine Warnung», sagte einer seiner Folterknechte. «Erzähl deinen Leuten, was dir geschehen ist.»

Die Gewalt gegen Homosexuelle (vor allem Männer) ist im Irak schon seit vielen Jahren virulent, überschattet von den Myriaden anderer Probleme, die das Land hat. Aber im Februar dieses Jahres veränderte sich etwas. Es gab keine Ankündigung, keine Fatwa, keine offiziell erklärte neue Linie des Klerus, der Miliz oder eines Politikers, aber eine Welle der Hysterie gegen Schwule brach über das Land. Eine irakische TV-Station zeigte ein Video, mit missbilligenden Kommentaren versehen, von etwa zwei Dutzend schwulen Männern an einer privaten Party, sie schwangen ihre Hüften wie Bauchtänzerinnen. Ausdrücke wie «das dritte Geschlecht» tauchten in feindseligen News-Meldungen auf. Die Kleriker auf schiitischer und sunnitischer Seite begannen, in ihren Freitagsgottesdiensten von den Übeln der Homosexualität zu predigen. Polizisten intensivierten ihre Schikanen. Familien und Sippen verstießen ihre schwulen Verwandten. Die Leichen schwuler Männer wie Mazen und Namir, meist verstümmelt, lagen auf den Strassen. Man kann die Anzahl belästigter oder gefolterter Männer nicht beziffern, aber verlässliche Schätzungen

gehen in die Tausende. Getötet wurden inzwischen Hunderte.

Der Ausbruch der Gewalt im Februar scheint eine ungewollte Konsequenz der grösseren Stabilität im Lande zu sein. Nachdem die amerikanischen Truppen aufgestockt waren und die irakischen Sicherheitskräfte an Stärke gewannen, haben die früher mächtigen Milizen der Sunniten und Schiiten ihre Attacken gegen die Amerikaner und gegeneinander reduziert. Sie suchten offensichtlich ein neues Kampfgebiet und scheinen sich nun zu repositionieren als moralische Vollzugsbehörde. Sie nutzen anti-schwule Vorurteile im Volk, um Unterstützung für sich zu gewinnen. Schwule Iraker glauben, dass die Mahdi Army die wichtigste, aber bestimmt nicht einzige Triebkraft dieser Säuberungsaktionen ist. «Sie haben ein neues Spiel gestartet, um die Leute zu ihren Anhängern zu machen. Keine Huren, keine Lesben, keine Schwulen mehr», erzählte mir ein Freund Fadis. «Ihre Botschaft ist: Wir sind noch da, und wir können tun, was immer wir wollen.»

Schwule haben keine Alliierten in der irakischen Gesellschaft. Frauen, ethnische Minderheiten, Häftlinge, Leute, die für die Amerikaner arbeiten — so ziemlich jeder andere im Land hat irgendeine Repräsentanz. Aber in keiner der irakischen Gemeinschaften — Schiiten, Sunniten, Kurden, Christen, Turkmenen — kann man Stimmen gewinnen oder seine Macht steigern, indem man Schwule unterstützt. Schwule sind im Irak ein wehrloses Ziel.

Als die Säuberungsaktionen im Februar lösgingen, konzentrierte sich die Gewalt auf bestimmte Viertel, vor allem Sadr City und Karrada. Es war auch in Karrada, wo ein junger Mann namens Nuri unter die Räder kam.

Nuri sass eines Februarnachmittags in einem Taxi, als der Wagen an einem Checkpoint von der irakischen Polizei angehalten wurde. Das war nichts Besonderes für Nuri, ist es für keinen Iraker. Die Polizei errichtet überall in der Stadt spontane

Strassensperren, um Aufständische oder Kriminelle zu fassen. Ein Polizist prüfte Nuris Papiere, sagte ihm, er solle aus dem Wagen steigen. Er verlangte Nuris Handy, Nuri gab es ihm. Dann schleuderte ihn der Polizist gegen den Wagen und legte ihm Handschellen an. «Was hab ich verbrochen?», fragte Nuri. Der Polizist antwortete nicht. Er kicherte, zog Nuri einen Sack über den Kopf und verfrachtete ihn in ein Polizeiauto. Im Wagen hörte Nuri, wie der Polizist am Funkgerät erzählte, er habe Nuri gefunden und werde ihn «zu den anderen» bringen.

Im Raum, in den Nuri gesteckt wurde, sassen fünf weitere Männer. Sie waren alle schwul, manche von ihnen hatten gemeinsame Freunde. «Sind wir auf irgendeiner Liste?», fragten sie. «Warum wir?» Die Polizei verhörte sie einzeln. «Weisst du, wo du bist?», wurde Nuri gefragt. «Wir sind hier im Ministerium des Inneren. Du sitzt ziemlich in der Patsche.»

10 000 Dollar würden ihn freikaufen, wurde Nuri gesagt. Als er antwortete, er habe kein Geld, wurde er über Nacht in eine Zelle gebracht. Am nächsten Morgen kamen die Männer vom Verhör noch mal und wollten wissen, ob er sicher sei, dass er das Geld nicht habe. Ja, sagte Nuri, er sei sicher. Die Männer legten ihm Handschellen an, knüpften ein Seil um seine Fussgelenke, zogen es durch einen Haken in der Decke, hieften ihn kopf-über hoch und zogen ihn aus bis auf die Unterwäsche. Nuri wurde ohnmächtig. Als er wieder aufwachte, hing er immer noch in der Luft. Am Abend holten die Männer ihn herunter und fragten noch einmal nach dem Geld.

Die Befragung ging am nächsten Tag weiter. Nuris Peiniger verlangten die Namen und Telefonnummern anderer schwuler Männer, aber Nuri weigerte sich, sie preiszugeben. Sie drohten, seine Lage werde sich massiv verschlechtern, wenn er ihnen nicht alles erzähle, was sie wissen wollten. «Schwule zu töten ist

halab», sagte der eine — nach islamischem Recht erlaubt. «Wir kriegen Punkte im

Himmel dafür.»

Während der nächsten drei Wochen wechselten sich neun Männer darin ab, Nuri jeweils in Dreier-Teams zu foltern. Irgendwann wurde Nuri ein Sack über den Kopf gezogen, sie vergewaltigten ihn drei Tage lang wieder und wieder. Am ersten Tag, schätzt Nuri, waren es fünfzehn Männer, die ihn missbrauchten. Am zweiten sechs. Am dritten drei. Die Vergewaltigung eines Mannes gilt hier mitnichten als homosexuelle Praxis, sondern als grösstmögliche Demütigung.

Einmal brachten die Männer Nuri ins oberste Stockwerk des Ministeriums, von wo er durch ein kleines Fenster die Leichen der fünf Männer, mit denen er die Zelle geteilt hatte, sehen konnte. Sie waren exekutiert worden. «Du bist der Nächste», sagten die Männer.

Einer der Folterknechte kam später allein zu Nuri und sagte ihm, er werde ihn freilassen, für 5000 Dollar. Mit der Hilfe dieses Mannes arrangierte Nuri, dass ein Freund aus London das Geld an einen anderen Freund im Irak schickte, der es dann dem Officer übergab. Am 25.

Tag nach der Verhaftung kam der Mann spätnachts in Nuri's Zelle, führte ihn aus dem Gebäude und befahl ihm, in den Kofferraum seines Autos zu steigen. Ausserhalb der Stadt, an einem Strassenrand, wurde Nuri freigelassen.

«WIR BRINGEN DICH UM»

Im März eskalierte die Gewalt. Am 6. März gegen 14 Uhr sass Sami, ein schwuler Mann in den Vierzigern, in seinem kleinen, neu eröffneten Handyshop in Bagdad, als fünf Männer hereinkamen, ihm Handschellen anlegten, seine Augen verbanden und ihn wegbrachten. Sie führten ihn zu einem Gebäude, folterten und verhörten ihn, wie es auch Nuri's Peiniger getan hatten. Sami wurde mit Stöcken und Kabeln verprügelt und auf die Fusssohlen geschlagen. Er wurde mit einem Gummischrubber, wie man sie zum Fensterputzen benutzt, penetriert. «Du wirst noch bereuen, jemals mit einem Mann Sex gehabt zu haben», sagte einer

der Männer. «Wir bringen dich um», ein anderer.

Sie nahmen Sami's Handy, gingen die Kontakte durch und fragten Sami ständig, wer die Leute seien. Viele Nummern gehörten schwulen Freunden oder Liebhabern, aber Sami log, sie seien Verwandte und Freunde. Sami fragte die Männer, wie sie auf ihn gekommen seien. Ein anderer Schwuler, sagten sie, habe Namen ausgeplaudert. Sami wurde klar, dass sie daran waren, eine Datenbank aufzubauen.

Sami fragte, warum sie Schwule jagen. «Sie sind Sünder», sagte einer der Männer. «Sie arbeiten mit den Zionisten zusammen, mit den Amerikanern. Sie sind Spione. Wir müssen sie loswerden. Gott schickte uns vom Himmel, um für Ordnung zu sorgen, um die Gesellschaft zu reformieren. Wir töten Schwule, um die Gesellschaft vom Bösen zu reinigen.»

Mehrere Male hörte Sami den Ruf zum Gebet. Er folgerte daraus, dass er sich in einer Moschee oder einer Husseinija befinden musste. Seine Folterer unterbrachen dann die Schläge, um zu beten. Sami versuchte mit den Männern zu diskutieren. «Wenn wir so sind, wie wir geschaffen wurden, was soll ich dann für ein Verbrechen begangen haben?», fragte er. «Wenn ihr gläubige Männer seid, und ihr sagt, meine Homosexualität sei eine Krankheit, müsstet ihr dann nicht eine

Therapie dagegen finden? Und wenn es keine Krankheit ist, dann ist es doch natürlich.»

Am vierten Tag bekamen die Kidnapper das Lösegeld — mehr als 25000 Dollar —, fuhren Sami aus der Stadt und setzten ihn am Strassenrand ab.

HILFE AUS DEN USA

Seit dem Tod von Mazen und Namir verliess Fadi das Haus so selten wie möglich. Am Morgen des 7. April bat ihn seine Mutter, sie zum Lebensmittelladen zu begleiten. Während sie die Haustür abschloss, ging Fadi ein paar Schritte voraus. Beim Tor lag ein Umschlag ohne Anschrift. Schnell nahm er ihn und steckte ihn in die Tasche.

«Was ist das?», fragte seine Mutter.

«Nichts», sagte er.

Als sie wieder zu Hause waren, ging Fadi ins Badezimmer, verriegelte die Tür und öffnete den Umschlag. Darin steckte ein Zettel, auf dem in getrocknetem Blut geschrieben stand: «Sei froh, dass wir dich nicht gleich umbringen. Hüte dich vor dem, was du tust und getan hast. Dies ist die letzte Warnung.» Er rief Ahmed an und erzählte ihm von dem Brief. «Ich

wollte es dir nicht sagen», sagte Ahmed. «Ich habe eine SMS und einen Anruf gekriegt. Die gleichen Worte.»

In New York gingen immer mehr beunruhigende Nachrichten bei Scott Long ein. Long arbeitet bei Human Rights Watch, der internationalen Menschenrechtsorganisation mit Hauptsitz im Empire State Building — er leitet die Abteilung, die sich um die Rechte von Lesben, Schwulen und Bisexuellen kümmert. Schon seit Februar hatte Scott Long immer wieder von der Welle der Gewalt gegen Schwule im Irak gehört, aber bis anhin waren die Meldungen nicht belegt gewesen. Am 1. April schliesslich kam seine Kollegin Rasha Moumneh mit einem schwulen Iraki in Kontakt: Es war Nuri. Er erzählte ihr, was ihm passiert war und dass er von vielen anderen An-

griffen dieser Art gehört habe. Er sagte, die Situation sei schrecklich. Normalerweise untersucht Human Rights Watch Menschenrechtsverletzungen und veröffentlicht Berichte, um die Aufmerksamkeit auf das Problem zu lenken — direkt eingegriffen wird hingegen selten. In diesem Fall jedoch, entschied Long, würden Nuri und wahrscheinlich viele andere Männer getötet werden, wenn sie im Irak blieben.

Long und Moumneh beschlossen, die schwulen Männer über das Internet und über ihre Mitarbeiter im Irak zu kontaktieren, um sie dann zu unterstützen und zu coachen, bis man sie in eine sicherere Stadt im Irak bringen könnte, später vielleicht in ein anderes Land der Region oder gar in den Westen. Am Montag, dem 6. April, begannen Long und seine Mitarbeiter Warnungen und Informationsaufrufe auf den 1100 irakischen Einträgen bei Manjam.com, einem internationalen Schwulennetzwerk, zu veröffentlichen. Im Verlauf der nächsten zwei Wochen antworteten mehr als fünfzig Männer.

Am Morgen des 7. April klingelte Moumnehs Telefon. Der junge Mann am anderen Ende der Leitung schluchzte. Es war Fadi. Zwei seiner Freunde waren ermordet worden. Er hatte gerade einen mit Blut geschriebenen Drohbrief gekriegt. Er war sich sicher, dass er nicht mehr lange zu leben hatte.

Von nun an rief Moumneh Fadi und die anderen jeden Tag an. Sie sagte ihnen, sie müssten ihr Auftreten ändern: keine engen Kleidungsstücke mehr, kurze Haa-

Sami wusste, dass sein Leben im Irak vorbei war. Er fürchtete, seine Familie allein schon durch seine Präsenz zu gefährden, und

entschloss sich zur Flucht.

re. Keinen Schmuck. Auch Glattrasierte waren der bärtigen Miliz suspekt.

Moumneh schickte Fadi Geld, damit er sich ein Ticket für einen Flug in eine sicherere irakische Stadt kaufen konnte. Fadi erzählte nur seiner Schwester die Wahrheit, allen anderen sagte er, er sei bedroht worden, weil er für die Amerikaner in der Green Zone arbeite. Die Tage vor seiner Flucht lebte er in ständiger Angst. Wenn ein Wagen langsam an ihm vorbeifuhr, gefror er innerlich. Er konnte nicht schlafen. Er fing an zu stottern. Er blieb so viel wie möglich zu Hause.

Auch Sami, der Handyshop-Besitzer, der entführt und geschlagen worden war, hatte auf Manjam.com eine Nachricht erhalten mit dem Hilfeangebot von Human Rights Watch. Er wusste, dass das Leben im Irak, wie er es bis anhin gekannt hatte, vorbei war — es war nur eine Frage der Zeit, bis die Folterer und die Killer zurückkamen. Er fürchtete auch, er gefährde seine Familie allein durch seine Präsenz. Er schrieb Moumneh, er wolle raus. Am 10. April packte Sami eine Jeans, ein Handtuch, Toilettensachen, ein Paar Schuhe und weniger als 100 Dollar in irakischen Dinar in eine schwarze Sporttasche. Er

sagte seiner Familie, er brauche einen Neuanfang. Am nächsten Morgen bestieg er ein Taxi und verliess die Stadt.

Long und Moumneh hatten auch Nuri Geld geschickt für ein Flugticket. Er verliess Bagdad am 8. April.

Unmittelbar nach seinem ersten Gespräch mit Long und Moumneh hatte Fadi Ahmed angerufen. «Es gibt einen Weg hier raus», sagte er. Ahmed freute sich für seinen Freund, aber er sagte, er könne nicht weg. Seine Mutter, eine Witwe, war krank. Ausser ihm war niemand da, der sich um sie kümmerte. Er musste

das Risiko eingehen zu bleiben.

FLUCHT INS EXIL

Am 13. April wurde Fadi von seiner Mutter, seiner Schwester, seinem jüngsten Bruder und zwei Cousins zum Flughafen gefahren. Als das Flugzeug abhob, beobachtete Fadi, wie Bagdad in der Ferne verschwand. Bald war nur noch Wüste unter ihm. Er dachte daran, dass er seine Heimat vielleicht nie wiedersehen würde.

Als Fadi in der sicheren Stadt im Irak angekommen war, checkte er in ein Hotel ein und schlief zwei Tage lang. Die nächsten Tage verbrachte er damit

herumzuwandern, immer noch vorsichtig, aber schon ein wenig entspannter, er besuchte Cafés und Shops und sogar einen Amüsierpark. Als ein Angestellter im Hotel wissen wollte, warum er hier sei, sagte er: für einen Journalismuskurs.

Scott Long und Rasha Moumneh sollten am 18. April ankommen. Fadi war aufgeregt und nervös, die Leute kennenzulernen, die sein Leben gerettet hatten. Am Morgen kaufte er frischen Orangensaft und Erdbeeren für sie. Er wartete ungeduldig vor dem Hotel. Als er schliesslich einen Weissen und eine westlich gekleidete arabische Frau aus einem Auto steigen sah, sprang er auf und umarmte Moumneh.

Long und Moumneh blieben zwei Wochen in der Stadt. Wenn Männer aus Bagdad und anderen Teilen des Landes ankamen, halfen sie ihnen, sich zurechtzufinden, sie führten Gespräche mit ihnen, um ihre Geschichten zu verifizieren, arrangierten die Reise in eine sichere Stadt in einem anderen Land und organisierten dort Wohnungen.

Die Stadt im Irak war nur eine Zwischenstation der Reise, und die Männer verbrachten ihre Tage mit Warten. Sami

und Fadi freunden sich schnell an — Sami wurde so etwas wie ein älterer Bruder für Fadi.

Am 25. April verliessen Fadi und Sami den Irak und flogen in die Stadt, in der sie heute leben. Fadi hatte schon sein ganzes Leben davon geträumt, diese Stadt einmal zu sehen. Schon aus der Luft erkannte er ein paar ihrer Wahrzeichen. Die beiden erledigten die Einreiseformalitäten und trafen in der Ankunftshalle ihre Kontaktperson. An diesem Abend besuchte Fadi einen Schwulenklub, er trank und tanzte, überwältigt davon, seine Sexualität so offen leben zu können. Am nächsten Morgen wachte er zum ersten Mal in seinem Leben neben einem Liebhaber auf.

Im Sommer besuchte ich die Stadt, in der Fadi und Sami leben. Von den 26 Männern, die der Lebensgefahr mit der Hilfe von Long und Moumneh entkommen sind, waren nur drei nicht in dieser Stadt: Nuri und ein anderer Mann sind in einem europäischen Land untergekommen, ein dritter lebt in einem Land im Mittleren Osten. Fadi hatte sich schnell an sein neues Zuhause gewöhnt und arbeitete als Kellner in einem Restaurant. Sami hatte noch keine Arbeit gefunden. →

Sie machten sich alle Sorgen, wie lange sie in dieser Schwebel leben müssten und ob die Polizei sie aufgreifen und zurück in den Irak schaffen werde. Einige von ihnen waren bereits mit der Polizei in Kontakt gekommen. Ein anderer war zusammengeschlagen worden, weil er einem Mann auf der Strasse Avancen gemacht hatte. Sie alle lebten in kärglichen Wohnungen ohne die Annehmlichkeiten, die sie zu Hause gehabt hatten. Alle hofften, dass sie von Staaten wie Australien, Kanada, Schweden oder den USA als permanente Flüchtlinge aufgenommen würden. Aber sie machten sich auch Sorgen darüber, ob sie — schwule Iraker, die meistens kaum Englisch sprechen und von allen getrennt sind, die sie lieben und mit denen sie aufgewachsen sind — es schaffen würden in Sydney, Toronto, Stockholm oder New York.

Im Gegensatz zu anderen Flüchtlingen können diese Männer nicht darauf zählen, von ihren Landsleuten im Gastland herzlich empfangen zu werden. Sogar in einem Land, in dem Homosexualität akzeptiert ist, kann ihnen Gefahr drohen. Ein junger Iraker, ein Arzt namens Mu'ayyad, mit dem mich Scott Long in Kontakt gebracht hatte, war vor eineinhalb Jahren aus eigener Kraft geflohen. Ein Verwandter hatte ihm gesagt, seine Onkel planten, ihn umzubringen, um die Familienehre wiederherzustellen. Mu'ayyad floh in ein anderes Land, fand Arbeit in einem Spital und entdeckte eines Tages seine Onkel in ebendiesem Spital. Offenbar waren sie den ganzen Weg aus dem Irak gekommen, um ihn zu töten. Wieder musste Mu'ayyad fliehen.

MANCHE WOLLEN ZURÜCK

Manchmal schwappte die Frustration der Männer über auf die Menschen, die geholfen hatten, sie zu retten. Während meines Besuchs wurde ich einmal gebeten, ein Meeting mit den Irakern zu verlassen. Später wurde mir gesagt, die Stimmung sei extrem angespannt gewesen, vor allem, als die Human-Rights-Watch-Mitarbeiter den Flüchtlingen sagen mussten, dass ihre monatlichen Gelder gekürzt würden und sie noch stärker versuchen müssten, Arbeit zu finden. Später während meines Besuchs kam Scott Long. In einem gewissen Sinn verdanken diese Männer ihm ihr Leben. Aber ich beobachtete, wie er mit ihrem Ärger und ihren Ängsten konfrontiert wurde. Ihre Beschwerden hatten einen Ton der Verbitterung — so als ob sie falschen Versprechungen auf ein sorgenfreies Leben aufgesessen wären.

«Ich habe beschlossen, in den Irak zurückzugehen», sagte ein junger Mann zu Long, als ich dabei war. Er war wütend. Er sei zweimal von der Polizei gestoppt worden, sagte er. Er schlafe in seiner Wohngemeinschaft auf dem Boden. Ihm sei versprochen worden, er könne sofort in der schwedischen Botschaft vorsprechen, wenn er ankomme. «Ich glaube, ich

wurde angelogen.» — «Es wird schwierig», antwortete Long dem Mann, aber er sei «sehr nah dran», in einem dritten Land ein neues Zuhause zu finden. Der Mann gab seinen Plan auf, wieder in den Irak zu gehen. Vielleicht weil er Long Glauben schenkte, vielleicht glaubte er auch, der Schritt wäre selbstmörderisch.

Fadi und die anderen verfolgen die Ereignisse im Irak genau. Einige der Männer, die Schwule gefoltert haben, haben ihre Taten gefilmt, und Videoclips werden von Handy zu Handy gereicht. Fadi hatte einen dieser Clips, und eines Morgens zeigte er ihn mir.

In dem Clip sieht man einen etwa 13, 14 Jahre alten Jungen mit einem runden Gesicht vor einer Garderobe, es sieht aus wie in einem Privathaus. Der Junge trägt einen braun-weiss gestreiften Dishdash, eine Kutte, wie sie arabische Männer oft tragen. Er sieht verängstigt aus.

«Zieh deinen Dishdash aus», sagt eine Stimme aus dem Off im Befehlston.

Zögerlich gehorcht der Junge. Darunter trägt er einen BH und eine rot-weiße Frauenunterhose.

«Was bist du?», sagt die Stimme. «Bist du ein Mädchen oder ein Junge? Warum trägst du Frauenkleider?»

Der Junge hält sich den Dishdash vor den Körper. «Bitte tut mir nichts», sagt er. Jemand, den man nicht sieht, schlägt mit einem Knüppel auf ihn ein. Er fleht um Gnade. Fadi und Sami sagten mir, der Junge sei anschliessend getötet worden.

Der irakische Botschafter in Washington, Samir Sumaida'ie, beantwortete meine Fragen mit einem E-Mail-Statement über seinen Pressesprecher. «Das irakische Gesetz diskriminiert Homosexuelle nicht», sagte er. «Gewalttaten an ihnen werden genau gleich behandelt wie andere kriminelle Akte — juristisch. Die Strafver-

folgung aber hinkt manchmal hinterher aufgrund der limitierten Möglichkeiten der Friedenstruppen. Auch gesellschaftliche Einstellungen verhindern vielfach die Investigation und Prosekution.»

Amerikanische Regierungsstellen sind über die Schwulenmorde seit mehreren Monaten im Bilde und haben Fragen aufgeworfen über die Rolle der irakischen Regierung bei der Zunahme der Gewalt. Es ist allerdings ein schmaler Grat, sagen Quellen, die mit amerikanischer Diplomatie vertraut sind. Es gibt eine Grenze, an welcher der Druck aus Amerika auf die irakische Regierung kippt und sich plötzlich negativ für schwule Iraker auswirkt. Das Aussenministerium sagt, man arbeite daran, so viele irakische Flüchtlinge wie möglich in die USA einreisen zu lassen, aber Scott Long beharrt darauf, dass noch nicht genug getan wird. «Erst im letz-

ten Jahr begann Amerika, seine Verantwortung gegenüber gefährdeten Irakern wahrzunehmen, indem die Zahlen der akzeptierten Einwanderer aufgestockt wurden. Aber es ist entscheidend, dass die Obrigkeit sich verpflichtet, auch schwule Iraker als gefährdet anzuerkennen. Wir warten auf öffentliches Engagement.»

Nuri lebt in einer Stadt in Europa. Fadi und Sami leben immer noch in der Stadt, in der ich sie besuchte. Heute sind nur noch zwölf der 23 hierher geflohenen Männer da. Einige gingen in ein Land des Mittleren Ostens. Ein paar andere kehrten in den Irak zurück, wenn auch nicht zurück in ihr Zuhause. «Wie schlimm die

Lage auch ist im Irak», sagt Long, «sie hatten noch mehr Angst vor der Zukunft in der Fremde und glaubten nicht, dass sie die Fähigkeiten haben, es als Flüchtling zu schaffen.» Long sagt, er mache sich grosse Sorgen um die Zurückgekehrten. Sie seien nirgendwo im Irak sicher.

Ahmed ist immer noch in Bagdad. Vor ein paar Wochen erhielt ich von Fadi die Nachricht, dass Ahmed übel verprügelt worden sei auf der Strasse. Er fürchtet um sein Leben.

Einige Namen in diesem Text wurden geändert.

Der amerikanische Reporter MATT McALLESTER schreibt u. a. für «Details» und «New York Magazine». Er veröffentlichte Bücher über den Kosovo- und den Irak-Krieg.
© 2009 «New York Magazine»



Ermordete Homosexuelle im Irak

Die zunehmende Gewalt gegen Schwule scheint eine ungewollte Konsequenz der grösseren Stabilität im Land zu sein.